

# Begegnung angehender Lehrerinnen mit schwierigen Schülern

Autor(en): **Stucki, Helene**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **64 (1959-1960)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316879>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Begegnung angehender Lehrerinnen mit schwierigen Schülern

«Begegnung» — so wurde seinerzeit hier ausgeführt — «ist das Zusammentreffen mit einem andern, das dem Menschen durch seine Eigenbedeutung eine *verantwortliche Entscheidung* abfordert oder ihn anderweitig in seinem *eigenen Wesen* bestimmt.» — Heute geht es nicht, wie damals, um die Begegnung zwischen Gleichgesinnten, die in einem Zwischen, einem Überpersönlichen verbunden sind, wie Martin Buber das in unvergleichlicher Weise darstellt, nicht um die Begegnung zwischen dem hilfeschuchenden Patienten und seinem Arzt, wovon der Psychiater Hans Trüb berichtet. Vielmehr geht es um die Begegnung sehr junger, innerlich noch wenig gefestigter Menschen mit noch jüngeren, noch unreiferen Menschen, die ihrer Obhut anvertraut wurden, an denen sie zugleich eine erzieherische und eine unterrichtliche Aufgabe zu erfüllen haben.

*Die Seminaristin* wird zur verantwortlichen Entscheidung aufgerufen, bevor ihr die Bildungsanstalt das nötige Rüstzeug geben konnte; darum muß das Seminar diese Verantwortung tragen helfen, muß vor allem durch seine Betreuung dahin wirken, daß das junge Mädchen nicht in seinem Wesen, in seiner Berufsfreude geschwächt wird, daß vielmehr seine Kräfte an der gestellten Aufgabe wachsen. Wenn auch Ermutigung und Stärkung des Selbstvertrauens in den meisten Fällen nottun, so kommt es doch auch vor, daß die Kandidatin in übertriebener Selbstsicherheit die Probleme gar nicht sieht, vor die sie gestellt ist. In einigermaßen ausgeglichenen und disziplinierten Klassen gilt die Hauptsorge der Tochter den *methodischen Fragen*. Daß Kind und Stoff sich auf beglückende und ersprißliche Weise begegnen, dazu trifft sie ihre mehr oder weniger sorgfältigen, mehr oder weniger originellen Vorbereitungen. Es darf auch betont werden, daß vielleicht etwa in achtzig Prozent der bis heute erlebten Fälle diese selbstverständliche Begegnung im Lehrstoff und damit ein ruhiges, gefreutes Arbeiten möglich war. Anders ist es dort, wo ein oder mehrere Schüler oder gar eine ganze Klasse durch ihre Weigerung, in den Stoff einzutauchen, die Lehrerin zur *persönlichen* Begegnung und Auseinandersetzung zwingen. Hier nützen die in später Nachtstunde ausgeklügelten Präparationen nichts; hier geht es nicht selten um einen Machtkampf, der die Nerven der Lehrerin gehörig auf die Probe stellt.

Hier ein Beispiel, allerdings gottlob einmalig in seiner Kraßheit, aus einer durch den Fremdenverkehr verseuchten Gemeinde und durch beständigen Lehrerwechsel aus den Fugen geratenen Mittelklasse einer Bergschule. In dem Brief der Schülerin heißt es u. a.: «Der Lärm nach der Pause und am Morgen war so groß, daß meine Stimme einfach — trotz größter Lautstärke — unterging. Zu dem Lärm kommt das ewige Streiten der Knaben unter sich, das vom Klemmen, Stechen, Beinvorhalten, Müpfen beim Schreiben, Verklagen bis zu offenen Ringkämpfen mitten in den Stunden führt. Dazu wird die ganze Stunde Kaugummi gelutscht, werden Täfelchen geschleckt, Weggli und sogar Glaces gegessen, Papierkugeln umhergeworfen, und während der Geschichtsstunde wurden auch Spielsachen aus den Pulten geholt usw., usw.» Nachdem sämtliche Versuche, die Klasse zu einem einigermaßen anständigen Verhalten zu bringen, als gescheitert dargestellt werden, sagt die Briefschreiberin am Schluß: «Erschrecken Sie bitte nicht zu sehr über diese Zeilen. Ich werde schon durchhalten. Ganz so stark wie am Anfang rege ich mich über solche Dinge nicht mehr auf, wenn es schon manchmal zum Verzweifeln wäre.» Durch wiederholte Besuche, Rücksprache mit der Klasse, deren Verwahrlosung schon die Form des Gewohnheitsmäßigen angenommen hatte, durch Rücksprache mit Be-

hördemitgliedern, die allerdings der Situation gleich hoffnungslos gegenüberstanden wie die Seminaristin, aber auch durch «seelenhygienische» Hilfe, Beeinflussung des jungen Mädchens im Sinne der innern Ruhe und Überlegenheit konnte die äußere Kapitulation abgewendet werden. Die Kandidatin hielt durch, bewies im darauffolgenden Winter in Seminar und Übungsschule, daß sie die schweren Erlebnisse einigermaßen zu verarbeiten imstande war, im Sinne des Nietzsche-Wortes, an das die Schülerinnen im Seminar immer wieder erinnert werden: «Was mich nicht umbringt, macht mich stärker!» — Sie ist heute definitiv angestellt und offenbar sehr glückliche Schulmeisterin in einem kleinen, ruhigen Bauerndorf.

\*

Muß aber eine solche Begegnung nicht in allen, die für die Lehrerinnenbildung verantwortlich sind, *ketzerische Gedanken* wecken? Einmal: Ist es richtig, ist es unvermeidbar, ist es zu verantworten, daß die jüngsten und unerfahrensten «Lehrkräfte» gerade dort eingesetzt werden, wo die sicherste Hand, die größte innere Festigkeit nötig wäre? Gäbe es nicht unter den Kollegen und Kolleginnen zu Stadt und Land welche, die vielleicht für ein Jahr ihr sorgfältig betreutes Gärtlein, ihre wohldisziplinierte Schulklasse mit der Wildnis, mit einer außer Rand und Band geratenen Dorfschule vertauschen würden? Ein Sturm der Entrüstung wird diese Frage beantworten, ich weiß. Aber warum man die Schwachen dorthin schickt, wo nur die Starken Aussicht auf Erfolg haben, dem nachzusinnen ist vielleicht nicht ganz abwegig.

Und ein Zweites: Müßten nicht — vor allem in der offenbar noch lange andauernden Notlage des Lehrermangels — die Bildungsanstalten ihre Aufmerksamkeit darauf richten, die *Widerstandskräfte* in ihren Zöglingen zu stärken? Ich habe einmal gehört, daß die Anwärter für den Beruf eines Piloten daraufhin untersucht werden, ob in kritischen Situationen ihr Lebenswille sich durchzusetzen vermöge (Exaktes ist mir leider nicht bekannt). Es geht ja wohl auch bei der Begegnung mit dem Tod, wie bei jeder Begegnung, um eine verantwortliche Entscheidung. Man wird kaum einmal an einem Aufnahmeexamen ins Seminar feststellen können, ob die Kandidatin den zahllosen Begegnungen, die unser Beruf mit sich bringt, gewachsen sein wird. Und es sind ja auch nicht einfach die Robusten und «Undifferenzierten», die wir uns als Lehrerinnen unserer Jugend wünschen. Aber mehr als bisher müßte vielleicht doch die Stofffülle beschränkt werden unter dem Gesichtspunkt: Wie wird durch den Unterricht die «*innere Kraftzone*» gestärkt? Wie kann der junge Mensch besser gewappnet werden für die Begegnungen seines Lebens? Ich weiß: ein ungeheuer weites Gebiet, das sowohl ästhetische wie logische, soziale, ethische und religiöse Probleme aufwirft. Nach meiner Erfahrung wächst die Widerstandskraft vor allem an der *Verantwortung*, die wir dem jungen Menschen zu tragen geben. Aus Ferienkolonien, Ferienlagern, Praktikantinnenhilfen, Landpraktikum usw. kommen die jungen Mädchen meist in erfreulicher Weise gereift und «gesichert» zurück. Wenn, wie das auch von seiten der Philosophie mit Nachdruck gefordert wird — man sehe sich Häberlins neuestes Werk «*Statt einer Autobiographie*» daraufhin an —, es überall auf die *Übung* ankommt, so müßte die angehende Lehrerin mehr Gelegenheit bekommen zur Begegnung mit schwierigen Kindern.

\*

Es sind aber nicht nur Fragen der *Disziplin*, der Autorität, welche hier aufgeworfen werden müssen. Die Begegnung mit dem schwierigen Kinde wird auch zur *Selbstbegegnung*, nicht nur im Sinne der Einsicht in die allgemeine Schwäche

und Unfähigkeit. Besondere, im eigenen Charakter liegende Mängel treten den jungen Mädchen in schwierigen Kindern wie in einem Spiegelbild entgegen. So gesteht eine feine, aber sehr in sich befangene Schülerin: «Mit eigener Verkrampftheit kann man keine Kinder aus ihrem Schneckenhaus hervorlocken. Es war mir nicht möglich, dieses Kind zu befreien. Jedesmal, wenn mein Sorgenkind mir begegnete, spürte ich meine Hilflosigkeit. Wäre ich geschult gewesen, so hätte ich wohl aus seinen Äußerungen erkennen können, wo das Tuch in den Dornen hängengeblieben ist. Mir fehlte die *Theorie*. Andere Menschen zu stärken ist nicht leicht, wenn man selbst auf unsicherem Boden steht.» Ist es nicht erfreulich, wenn hier geradezu nach der vielgeschmähten Theorie, nach dem Wissen, nach besserer Vorbereitung in Heilpädagogik, die dann in unserem Falle zur Heilung aus der eigenen Verkrampftheit führen sollte, gerufen wird?

Ein anderer Fall von Selbstbegegnung: Eine sehr begabte, vielversprechende Schülerin schildert ihr Sorgenkind Peter aus der vierten Klasse, «ein mageres, greisenhaftes Männlein, das, in allen Schulleistungen sehr zurück, unflätig, grobschlächtig, ohne einen einzigen liebenswerten Zug ist». Sie schließt den Bericht mit den ergreifend-einsichtsvollen Worten: «Ich selber war keine gute Lehrerin für Peter. Obschon ich mich weder aufregte noch mehr als nötige Worte über diese Leistungsmisere verlor, ihn laut rühmte, wo ich konnte, so fehlte doch das innere Verhältnis. Und dies ist doch das einzige, was richtig zählt, und das, ist es gut und nahe, selbst äußere Fehlbarkeiten korrigiert und unwichtig macht. Mir scheint es sehr schwierig, zu allen Kindern nicht nur nett und korrekt zu sein, sondern mit aller Kraft und Tiefe an jedem einzelnen sich brennend zu interessieren.» Ist es nicht erstaunlich, fast beängstigend viel, was so ein junger Mensch von sich verlangt? Sie ist mit dieser Haltung keineswegs allein. Die Überwindung der *Antipathie* gegen ein schwieriges Kind macht auch mancher Kameradin schwer zu schaffen. Es ist eben kaum eine mit einer Pestalozzi-Liebe begnadet. Wir wissen, wie es früher häufig war: wie Lehrer und Lehrerinnen ihren Sympathien und Antipathien hemmungslos Ausdruck gaben, wieviel Kinderleid hier ertragen werden mußte, wieviel spätere Entgleisungen hier ihren Anfang nahmen.

Besprechungen über das Wesen der Sympathie und der Antipathie, die Bedeutung der Projektion können klären und helfen. Vor allem aber gilt es immer tiefer einzudringen in das, was die Psychologie seit Dilthey und Spranger als *Verstehen* bezeichnet: «Ein liebevoll einführend, durchleuchtendes Erfassen des Individuellen in seiner sinnerfüllten Einmaligkeit.» Und wenn nun gerade die Liebe, die Bejahung, das innere Mitschwingen fehlt? Es gibt nun einmal *Grenzen* des Verstehens dort, wo keine innere Verwandtschaft mitspielt. Wie solche Grenzen überschritten werden können, zeigt uns ein köstliches Kapitel in H. Hesses anmutiger Novelle «*Der Kurgast*». Der Dichter stellt dort in höchst vergnüglicher Weise dar, wie er in schlafloser Nacht den Haß gegen seinen Zimmernachbar, einen wenig sympathischen Holländer, abbaut und damit den unerträglich gewordenen Feind in sich selbst überwindet. «Ich mußte den Holländer *verwandeln*, ihn *umarbeiten*; aus dem Objekt meines Hasses, aus der Quelle meiner Leiden mußte er umgeschaffen, mußte zum Objekt meiner Liebe, meines Interesses, meiner Teilnahme und Brüderlichkeit umgegossen werden.» Nun zwingt er den Gefürchteten mit scharfer Deutlichkeit vor seine Seele, verwandelt ihn allmählich zurück bis zum kleinen Knaben, dessen asthmatische Anlage den Eltern Sorge bereitet. «Auf dem sanften Wege des Mitleids ging ich weiter», bis, wie Hesse sagt, er Holland besiegt, sich Haß in Liebe verwandelt hatte.

\*

Wenn wir auch unsern jungen Kolleginnen nicht solche Verwandlungskünste zumuten dürfen: auch sie sollten die unsympathisch-schwierigen Kinder deutlich vor sich sehen, sie im Sinne Pestalozzis im Herzen tragen. Die verstehende Liebe erwacht dort, wo sie das Kind als ein durch böse Erbanlagen und ungünstige Familienverhältnisse Gewordenes vor sich sieht:

*«Er sieht den Menschen in des Lebens Drang  
Und wälzt die größte Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zu.»*

Ja, diese unglückseligen Gestirne, diese dunklen Hintergründe geben jungen Menschen, die bis jetzt in der Geborgenheit ihres Heims und in der friedlichen Atmosphäre ihrer Schule gelebt haben, schwer zu schaffen. Denn, nicht wahr, hinter der Begegnung mit schwierigen Kindern, da steht für die kaum zwanzigjährige Tochter die Begegnung mit *Elend* und *Not*, mit *Schuld* und *Verbrechen*. Zum Beweis ein paar Aufzeichnungen, die mir eine Schülerin anlässlich eines Schulbesuches in die Hand drückte: «Kind M. Z.: Vater lügt und stiehlt. Hilfsarbeiter. Er schlägt das Kind, wenn es die Bohnen nicht fertig rüstet oder Milch verschüttet, unterstützt es aber beim Lügen. Martheli stiehlt der Mutter Geld zum Naschen und verschenkt Süßigkeiten an die Kameraden. Das Kind ist körperlich überentwickelt, frühreif, sagt den Mitschülern, daß es ein Kind erwarte.» — Von einem andern Unterschulmädchen heißt es: «Eltern geschieden, lebt bei der Mutter. Offenbar hat der Stiefvater sich an dem Kinde vergangen. Er ist jetzt im Gefängnis, und das Kind wird in einem Heim versorgt.»

Wir verstehen, warum für soziale Schulen und für Pflegeberufe ein *höheres Eintrittsalter* verlangt wird als für das Seminar. Je mehr aber der Lehrerinnenberuf auch zu einem sozialen wird — und die Umstände zwingen dazu —, desto fragwürdiger erscheint die Tatsache, daß wir heute nicht nur minderjährige, sondern vor allem minderereifere Töchter solchen Begegnungen mit der krassesten Realität aussetzen. Mit Recht fordern etwa austretende Schülerinnen bessere Vorbereitung auch in *sozialer Beziehung*: Anstaltspraktikum, Besprechungen mit Fürsorgerinnen, Gemeindeschwestern, Heilpädagogen, Ärztinnen.

Viel, sehr viel bleibt noch zu tun, soll, um mit dem Dichter zu reden, aus dem «Mangel Gewinn» werden, soll die Begegnung angehender Lehrerinnen mit schwierigen Kindern nicht nur zur verantwortlichen Entscheidung aufrufen, sondern auch das eigene Wesen, den eigenen Charakter formen und festigen.

Daß solche *Ergebnisse* tatsächlich erzielt werden können, wenn es der jungen Tochter weder an gesundem Menschenverstand noch an Humor fehlt, beweisen die Schlußsätze einer ausführlichen Charakteristik eines schwierigen Kindes: «Ja, Peter war ein regelrechter Schlingel, und doch muß ich jetzt zugeben, daß ich ihn am meisten ins Herz geschlossen habe. Er hat die Speise gewürzt. Ohne ihn hätte niemand in der Stunde herumgeplaudert, die andern abgelenkt und mich oft bis zur Heißglut geärgert, mir das letzte, sorgfältig bewahrte Restchen Geduld stibitzt, und — und — und. Doch wäre ich auch nie so glücklich gewesen wie im Moment, da mir Peter eine wunderschöne Rose brachte, nachdem er vorher eine saubere Seite geschrieben hatte. Mit welchem Stolz führte er mich auch zum Schreiner, mir dabei das Dorf, vor allem aber die vorbeiflitzenden Autos erklärend. Ich danke dir dafür, Peter, und ich hoffe sehr, daß aus dir einmal ein Mensch wird, wie du ihn sein möchtest. Wenn du nur immer die dir so nötige Hilfe fändest!»

*Helene Stucki*